



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Pröhle, Heinrich: Schiller und Bürger.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Inzwischen fuhr der Mahdi fort, den Fanatismus der Sudanesen anzufachen. Man solle sich, schrieb er dem Mufti von Suakin, durch nichts von dem heiligen Kriege abhalten lassen. Das ewige Feuer der Hölle erwarte die Verstockten, welche vor Schwierigkeiten zurückschreckten, dagegen würden diejenigen unter die Heiligen des Herrn aufgenommen, welche ihr Leben für die Religion Gottes ließen. An die Scheichs erließ er eine Proklamation, worin er befahl, daß jeder, welcher fünf Sklaven besitze, einen gegen die Ungläubigen hergeben müsse. Man solle sich nicht um den Anbau des Landes kümmern, sondern immer vorwärts gehen, er werde für Lebensmittel sorgen. Dergleichen Mahnungen blieben nicht ohne Wirkung. Der Aufstand dehnte sich immer mehr nach Norden aus. Anfang Juni fiel Berber, dessen Garnison niedergemetzelt wurde. Dongola und Korosko erschienen bedroht. Nun wurden britische Streitkräfte nach Oberägypten dirigirt. Auch erwog Gladstone die Möglichkeit einer Expedition im Süden von Agypten, desgleichen die Zweckmäßigkeit des Baues einer Eisenbahn von Suakin nach dem Nil. Bis jetzt ist indessen thatsächlich noch nichts erhebliches geschehen. Andererseits hat der mohamedanische Fastenmonat (Ramadan) die Anhänger des Mahdi einige Zeit hindurch in Unthätigkeit gehalten. Die nächste Zukunft wird zeigen, inwieweit die Hoffnungen auf energische Maßregeln der britischen Regierung begründet sind.

Berlin.

B. König.



## Schiller und Bürger.

Von Heinrich Pröhle.



chillers Rezension von Bürgers Gedichten bezeichnet für die deutsche Literatur unter anderm auch den heilsamen Gegensatz zu Tendenzen, wie sie seit Goethes „Stella“ manche Verwirrung angerichtet hatten. Die Zeiten der sittlichen Wiedergeburt Deutschlands waren nicht mehr so fern, die „Wahlverwandtschaften“ gingen ihnen beinahe noch vorher, und der Ehebruch durfte vor dem Gerichtshofe der poetischen Gerechtigkeit nicht länger ungestraft bleiben. Niemand aber verdiente auf dem deutschen Parnasse eine moralische Zurechtweisung mehr als Bürger. War doch bei ihm nicht bloß in der Jugend, sondern auch das ganze Mannesalter hindurch eine Thorheit der andern gefolgt. Überdies war die ungünstige Kritik Schillers über Bürger durch Anspielungen auf die Schiller'sche Muse provoziert worden. Freilich, daß Bürger in irgendeiner Weise von Schiller

geschont worden wäre, wird sich nicht behaupten lassen, aber auch, daß ihm zu viel geschehen sei, wird nach reiflicher Erwägung nicht aufrecht erhalten werden können. Dies darzuthun, ist der nächste Zweck dieser Zeilen. Gleichzeitig handelt es sich jedoch bei meiner Untersuchung um den Unterschied von Ballade und Romanze. Schtermeyers Definitionen in betreff dieser beiden Gattungen der Dichtung sind bereits aufgegeben worden. Wischer ist ihm nur dankbar, weil er zu den Benennungen Ballade und Romanze noch das Wort „Märe“ hinzugefügt hat. Allerdings paßt es recht gut für Gedichte wie Uhlands „Schwäbische Kunde.“ Für die epischen Produkte Anastasius Grüns und mancher andern Lyriker, obgleich sie sich der Form nach dem alten Heldenliede durch die neuere Nibelungenstrophe wieder etwas genähert haben, paßt aber stets nur der allgemeinste Name „erzählendes Gedicht.“

Bürgern sollte es nie vergessen werden, daß er es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, innerhalb der Kunstpoesie einer volkstümlichen Richtung Bahn zu brechen, und daß er letztere mit seinem höchst bedeutenden dichterischen Vermögen sogleich auf einen gewissen Höhepunkt erhob. Schon in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Gedichte 1778 wollte er diese seine Absicht auch theoretisch begründen. Er erklärte: „Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig sein. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit.“ Weitere Erklärungen behielt er sich vor und gab dieselben in der Vorrede zur zweiten Auflage von 1789. Hier gebrauchte er statt „volksmäßig“ das Wort „Popularität“ und wiederholte zunächst: „Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit.“ Popularität aber erklärt er als Anschaulichkeit und Leben „für unser ganzes gebildetes Volk — Volk, nicht Pöbel!“ Nicht seinen „Hurra, hurra, hop hop hop“ glaubte er seine Erfolge zu verdanken, sondern dem Bestreben, daß dem Leser „sogleich alles blank und baar, ohne Verwirrung in das Auge der Phantasie springe,“ „daß alles sogleich die rechte Seite seiner Empfindung treffe.“ Hiernach könnte es scheinen, als ob Bürger unter Popularität nur Deutlichkeit und allgemeine Zugänglichkeit verstünde und das Siegel der Vollkommenheit nicht bloß an einem Gedichte erkennen würde, dessen Inhalt dem Leben und dem Gedankenkreise des Volkes entnommen wäre. Allein schon in der Vorrede zur ersten Auflage hatte er noch angedeutet, daß dies nicht seine Ansicht sei. In der Vorrede zur zweiten von 1789, als Schiller dreißig Jahre alt war, erklärte sich Bürger entschieden gegen denjenigen, der die Poesie von dem Markte des Lebens hinwegziehe und sie in enge Zellen verbanne, „ähnlich denen, worin der Meßkünstler mißt und rechnet oder der Metaphysiker wenigen Schülern höchst schwer oder garnicht verständlich etwas vorgrübelt.“ Kurz, Schiller wurde von Bürger nicht anerkannt, wenn er einen metaphysischen Gegenstand durch seine wunderbare Poesie auch noch so sehr verdeutlicht hätte. Weil für Bürger die volkstümlichen Stoffe die besten waren, sollten in der Poesie keine andern mehr gelten. Das volkstümliche Gebiet sollte

innerhalb der Lyrik das höchste sein. Obgleich Bürger versicherte, daß er nur scherze, wenn er immer sein eignes Lob verkünde, so hatte er sich doch, vielleicht nächst Klopstock, auf den er sich schon in der Vorrede zur ersten Auflage berufen hatte, zu Schillers und Goethes Nachteil an die Spitze der deutschen Lyrik stellen wollen.

Die Antwort darauf war 1791 Schillers Rezension von Bürgers Gedichten. Sie ist älter als Schillers berühmte Abhandlungen auf kantischer Grundlage. Den von Bürger aufgestellten Satz, daß Popularität das Siegel der Vollkommenheit an einem übrigens schon vorzüglichen Gedichte sei, unterschreibt Schiller, wendet ihn aber zu Bürgers Nachteil auf diesen selbst an. Daß Bürger ein Volksfänger sein will, läßt er gelten, aber nur um zu beweisen, daß er es nicht sei. „Glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplizität in Behandlung desselben“ ist nach Schiller das Mittel, um ein Volksfänger zu werden. Den Stoff soll der Volksfänger ausschließlich nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. „Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen, und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlorren Zustand der Natur zurückrufen.“ Könnte man nach diesen Worten es noch für möglich halten, daß Schiller der Richtung, welche Bürger durch Nachahmung des Volksliedes in die Kunstpoesie eingeführt hatte, gerade ihrer Volkstümlichkeit wegen einen besondern Wert zustehen würde, so würde diese Auffassung doch durch die bald darauffolgenden Worte Schillers zerstört werden: „Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kinderstimm zu erraten geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis, brächte er die promptesten Vernunftwahrheiten in reizender, verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erlauben dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen.“ Durch dieses Programm stellte Schiller sich mit klarem Selbstbewußtsein als den eigentlichen Volksdichter der Deutschen hin, genau so wie die Nation selbst es verstand, für welche Bürger und der von ihm einzig gefeierte Klopstock hinter Schiller mit Recht immer mehr zurücktreten mußte.

Schillers Kritik war für Bürger gewiß umso schmerzlicher, als sie auch den einschneidenden Satz aufstellte: „Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerke verleihen, was dem Schöpfer desselben gebührt, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht hinwegnehmen.“ Schiller überließ es dem Leser, die Anwendung davon auf Bürger zu machen, der in seinen schönsten Liebesliedern, z. B. im „Hohen Liebe“ und Grenzboten IV. 1884.

in dem Gedicht „Ich lauschte mit Mollh tief zwischen dem Korn“ für einen großen Teil des Publikums gewiß schon zuviel aus seinem Leben erzählt, sich aber gerade auch dieser Liebeslieder wegen als einen echten Volksdichter, etwa als einen deutschen Troubadour, betrachtet hatte. Daß der neueste Herausgeber von Bürgers Gedichten, A. Sauer in Graz (Stuttgart, Spemann), überall mit Recht den Text der Ausgabe von 1789, auf welche Schillers Rezension noch keinen Einfluß gehabt hatte, wiederherstellt, ist nur eine schwache Genugthuung für Bürger, weil man darin auch die Anerkennung des Schillerschen Satzes sehen könnte, daß die aus Mängeln der sittlichen und intellektuellen Entwicklung eines Dichters entspringenden Fehler des Gedichtes keine Feile hinwegnehmen könne.

Daß übrigens Bürger in den epischen Gedichten (abgesehen von den komischen) weit weniger als in den erotischen Liedern sich seine Aufgabe im allgemeinen etwas zu niedrig gestellt hat, beweist schon der Umstand, daß er gerade da, wo er von den vaterländischen Stoffen redet, sich auf Klopstock beruft. Bürger hat bei den von ihm überhaupt für die Lyrik verlangten vaterländischen Stoffen doch vorzugsweise an die Ballade gedacht. Die Ballade ist der auch schon von Schiller ahnungsvoll anerkannte Ausnahmepunkt, auf dem die Poesie in der That nur vaterländische Stoffe gebrauchen kann. Ist doch die Ballade an die Stelle des alten Heldengedichtes getreten, welches in jeder Beziehung national war.

Balladen und Romanzen, sagt Vischer, sind Abkömmlinge der alten Heldenslieder. \*) Wilhelm Wackernagel zeigt, wie das Volk im sechzehnten Jahrhundert lyrische Lieder dichtete: „Rein lyrische sowohl als solche, in denen die Lyrik sich mit einer Epik von ungeschichtlicher und unsagenhafter Art vereinte, Balladen, wie man sie nennen mag . . . zumeist also Liebeslieder . . . auch die Balladen erzählten fast nur von der Liebe Lust und Leid.“ \*\*)

Der Unterschied von Ballade und Romanze, den Echtermeyer früher mehr in den Inhalt setzte, wird jetzt richtiger mehr auf die Form des Gedichtes bezogen. „Die Ballade, sagt Gottschall, \*\*\*) ist von seelenvoller Kürze, die Romanze von farbenreicher Ausführung. Die Ballade hebt die Handlung in der Stimmung auf, die Romanze die Stimmung in der Handlung; die Ballade ist ein Lied, die Romanze eine Erzählung.“

Wenn Echtermeyer es als das Wesentliche der Ballade betrachtete, daß in ihr eine dunkle Naturgewalt den Sieg davonträgt, während in der Romanze die sittliche Idee triumphirt, so hatte er insofern einigermaßen das Richtige getroffen, als der Inhalt, welchen er der Ballade zuschreibt, von der kurzen, vollstümlichen Form untrennbar ist, und derjenige, den er der Romanze zu-

\*) Ästhetik, 3. T., 2. Abschn., S. 1358—1366.

\*\*) Gesch. der deutschen Lit. (1851), 1. Abt., S. 393.

\*\*\*) Poetik, 3. Aufl., S. 48.

weist, die Form einer größern kunstreichen Komposition erheischt. Dringt man tiefer in das Gebiet der Sage und der Volkspoesie ein, so erkennt man, daß der hochgebildete Kunstdichter in der Regel nur Romanzen zu dichten vermag, wogegen das Volkslied zur Ballade wird, wenn es das Gebiet der bloßen Grotik verläßt. Der Grund ist ein doppelter. Das Volk vor einigen hundert Jahren, dem wir unsre echten Volkslieder verdanken, hatte keine von der Religion gelösten sittlichen Ideen. Es konnte sie also auch nicht in weltlichen Reimen niederlegen. Es hatte aber auch, mag es sich mit dem alten deutschen Volksgedichte verhalten wie es will, zu jener Zeit kein Epos. Die Möglichkeit einer geschichtlichen Darstellung war also im echten Volksliede nicht vorhanden. Die Volksballade erzählte kunstlos, ohne Logik mit vielen Gedankensprüngen. Ihr Versmaß in Deutschland war der Jambus mit Anapäst. In der alten schottischen Volksballade, welche der deutschen ähnlich, aber früher als diese ausgezeichnet ist, holt Wilhelms Geist Margret, weil sie sich über seinen Tod nicht beruhigen kann. Sie unterliegt also allerdings einer dunkeln Naturgewalt. Bei Bürger dagegen holt Wilhelm Lenore ins Grab, weil sie im Schmerz über seinen Tod Gott gelästert hat. Ist das noch ein Balladenmotiv wie in dem schottischen und deutschen Gedichte? Jedenfalls nicht, denn nun siegt eine sittliche Idee. Das Ganze ist jetzt eine kunstvolle Romanze, die für Schillers Romanzen das unmittelbare Vorbild wurde. Auch das Versmaß ist zu reinen und kunstvollen Jamben komponirt und abgeglättet. Ebenso wurde der „Wilbe Jäger“ unter den Händen des gebildeten Dichters zur Romanze, in welcher aller Spuk nur der sittlichen Idee der Bestrafung einer Anzahl von Freveln dient, die aus der übermäßigen Jagdlust hervorgegangen sind. Indem Bürger in der „Lenore“ wie im „Wilden Jäger“ vom Aberglauben zur sittlichen Idee fortschritt, fand er den Übergang zur neuen Romanze in der deutschen Literatur. Die vorhergegangenen Gleim'schen Romanzen mit ihrer „posstierlichen Traurigkeit“ und andre waren dagegen verhältnismäßig wertlos geworden. Aber übertroffen oder doch wenigstens erreicht wurde Bürger selbst hier durch Schiller, der sogar in die Romanze seine komplizirten und reichen, zum Teil sogar fremdländischen Stoffe einführte, welche sein neues Programm, die Rezension von Bürger's Gedichten, in Aussicht gestellt hatte.

Bürger's Bestreben war aber darauf gerichtet gewesen, die echte Ballade in die Kunstpoesie einzuführen. Er sprach mit einem viel größern Selbstlobe von „Lenardo und Blandine“ als von „Lenore,“ offenbar weil er erst „Lenardo und Blandine“ für ganz volkstümlich hielt. Noch näher als in diesem widerwärtigen Gedicht ist er in „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain“ der Ballade gekommen. In beiden fehlen dann auch nicht die volkstümlichen Anapaesten zwischen den Jamben. Durch eine außerordentlich freie Naturbeobachtung sucht sich Bürger in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ der in der Volksballade unbedingt herrschenden Natur zu nähern. Nach Bischer stellt nun aller-

dings sowohl die Ballade als die Romanze, bei welcher letzterem Worte der berühmte Ästhetiker hier mehr die ältere Gleimsche Romanze vor Augen zu haben scheint, Mordgeschichten, Schicksale der Liebe und Kriegsauftritte dar. Sie liefern den echten Inhalt aber nur dann, wenn sie vorher von der Sage poetisch zubereitet sind. Sie haben auch wohl Elemente des Märchenhaften und Geisterartigen aufgenommen, worin ein tiefer und rein menschlicher Sinn eingehüllt ist. Alle diese Merkmale, sagt Vischer, weisen „der epischen Lyrik im Unterschiede vom Epos den ahnungsvoll charakteristischen, nicht entwickelten Stil zu.“ Darf man schon hierbei wohl vorzugsweise an die Ballade im Unterschiede von der Romanze denken, so ist dies doch noch mehr bei seiner Bemerkung der Fall: „Die nähere Geschichte ist noch zu stoffartig,“ während allerdings Gottschall die Gegenwart selbst für die Ballade nicht als ausgeschlossen betrachtet. Nicht mißzuverstehen sind (wenn auch keineswegs in Goethes, so doch in Vischers Munde) die Worte, der Ballade komme eine mysteriöse Stimmung zu. Nach allen diesen Merkmalen aber ist Bürger in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ der echten Volksballade sehr nahe gekommen. In diesem Gedichte, sowie in „Lenardo und Blandine“ hat Bürger sogar die Motive von sittlicher Art geflissentlich entfernt, wo nicht gar (wer wird dabei nicht an Schillers Rezension denken müssen?) umgewandelt, um den Charakter der echten Volksballade zu treffen. Das ist aber gerade unnatürlich, denn in der Volksballade herrscht eine natürliche Unbefangenheit, und bei ihrer wesentlich sinnlichen Haltung kommt weder die Kategorie der Sittlichkeit noch die der Unsittlichkeit in Frage. Es war aber wiederum ein literarischer Durchgangspunkt, daß Bürger in der „Pfarrers-tochter“ und in „Lenardo“ die sittlichen Motive zurücktreten ließ, um nicht zu sagen negirte. Indessen zu Balladen konnten sie dadurch noch nicht werden, selbst wenn nicht auch diese beiden Gedichte wieder die Form von größern künstlerischen Kompositionen angenommen hätten.

Wie verhält sich dies alles gerade entgegengesetzt in Goethes Balladen „Der Erbkönig“ und „Der Fischer“! Musterhaft war hier sogleich die Wahl der Strophenform: beide male nur vierzeilige Strophen. Im „Erbkönig“ benützte Goethe den vierfüßigen anapästischen und akatalektischen Jambus, den Bürger aus dem deutschen Volksliede allerdings auch schon für „Lenardo und Blandine“ entnommen hatte. Im „Fischer“ griff Goethe mehr auf ein beliebtes englisches Versmaß zurück. Hier ließ er nämlich auf den vierfüßigen reinen Jambus jedesmal den dreifüßigen folgen, wie Klopstock 1749 in dem „Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-chase-Sagd“ und darnach Gleim in den besten „Liedern eines preußischen Grenadiers“ gethan hatte. Sehr erleichtert hatte sich Goethe im Vergleich mit Bürger das Genre der Ballade, indem er die sonst für das Volkslied so wichtige Liebe ganz wegließ oder sie doch bloß mysteriös behandelte. Gustav Schwab, der in seinem „Reiter auf dem Bodensee“ eine echte Kunstballade lieferte, ist Goethe auch in der Weg-

lassung der Liebe gefolgt. So hatte Goethe auf dieselbe Art, wie Kolumbus das Ei zum Stehen brachte, die echte Ballade in die Kunstpoesie eingeführt. Durch ihn war Bürger noch mehr in der Ballade als von Schiller in der Romanze übertroffen, und das auf seinem ureigensten Gebiete!



## Sachsens Kunstleben im sechzehnten Jahrhundert.

Von Richard Muther.



chon öfter sind in diesen Blättern die Kunstbestrebungen einzelner Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts geschildert worden, und es hat sich gezeigt, daß Schillers Wort „Keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst“ im allgemeinen für die deutschen Fürsten jener Zeit nicht zutrifft. Dem Kaiser Maximilian und dem Kardinal Albrecht von Brandenburg (die wir früher in den Grenzboten behandelt haben)\*), standen die sächsischen Fürsten würdig an der Seite. Wie sie die ersten waren, welche für die Erneuerung des religiösen Lebens und die Pflege der Wissenschaften eintraten, so ist auch die allmähliche Entwicklung der sächsischen Kunst fast ausschließlich auf ihre Bestrebungen zurückzuführen. Man hat zwar lange Zeit nur von der sächsischen Kunst des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gesprochen und Sachsen in erster Linie als die Heimat des Barock- und Rococostiles bezeichnet. Aber nachdem neuerdings Lindau, Wustmann, Steche, Gurlitt und Julius Schmidt ihre trefflichen Forschungen über Lukas Cranach, Hieronymus Lotter, Hans von Dehn-Rothfelfer, den Dresdener Schloßbau und Rossini veröffentlicht haben, ist man auch imstande, das reiche Kunstleben, das sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts in Sachsen entfaltete, einigermaßen zu überschauen.

Die Entwicklung beginnt mit dem seit 1486 regierenden Friedrich dem Weisen, der neben Kaiser Maximilian als der erste Förderer der deutschen Renaissancekunst gelten kann. Wir wissen nicht, wo Friedrich seine ersten Anregungen zur Kunstpflege erhielt. Wie Maximilian, hat aber auch er vom Beginne seiner Regierung an sich als Gönner und Kenner der Kunst bewährt. Der Ausbau und die Verschönerung seines Landes galt ihm gleich anfangs als eine seiner ersten Regentenpflichten. „Dir ist ein Sparta zugeteilt worden, das

\*) Vergl. die Grenzboten vom Januar und Juni 1884.